

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

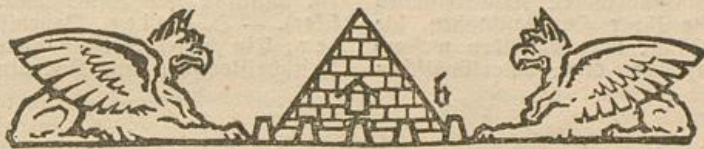
Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1926

16.5.1926 (No. 20)

Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

15. Jahrg. No 20



16. Mai 1926

Albert Krieger / Die Zeitschrift der Geschichte des Oberrheins.

Von Zeit zu Zeit liest man, daß eine Zeitung das Jubiläum ihres fünfzigjährigen, gelegentlich wohl auch ihres hundertjährigen und ganz selten einmal eines noch längeren Bestehens gefeiert habe. Sehr häufig sind diese Fälle nicht; denn auch Zeitungen entstehen und vergehen und manche, die mit der Aussicht auf eine glänzende Zukunft in die Welt getreten ist, hat schon nach wenigen Jahren das Zeitliche gesegnet. Ganz ähnlich verhält es sich mit den „Zeitschriften“, wissenschaftlichen sowohl, wie auch solchen, die ihre Leser im weiteren Kreise der Gebildeten suchen. Ja, wenn wir sehen, wie fast alljährlich Zeitschriften neu erscheinen, um auch alsbald wieder zu verschwinden, kommen wir zur Erkenntnis, daß deren Lebensdauer im Durchschnitt noch geringer ist als diejenige der Zeitungen. Wechselnde Interessen, sich wandelnder Geschmack, veränderte Richtungen im geistigen und wohl auch politischen Leben, oft auch Zufälligkeiten und nicht zuletzt die allgemeinen Zeitverhältnisse sind schon mancher von ihnen zum Verhängnis geworden, der man längere Fortdauer gewünscht hätte. Die Zeitschriften, die eines ununterbrochenen Bestehens von fünfzig und mehr Jahren sich rühmen können, sind zu zählen. Unter diesen Umständen ist es immerhin ein Ereignis, wenn eine Zeitschrift unserer engeren Heimat auf das ansehnliche Alter von fünfundsiebzig Jahren zurückblicken kann, und es verlohnt sich wohl, aus diesem Anlaß ihrer mit einigen Worten zu gedenken.

Es ist die „Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins“. Im Jahre 1850 ist sie zum ersten Mal herausgekommen. Ihr Begründer war Franz Joseph Mone (1796 bis 1871), der damalige Direktor des Karlsruher General-Landesarchivs, in seiner Zeit ein angesehenes Gelehrter, verdient um die Pflege der badischen Landesgeschichte, ein Mann von vielseitigen Interessen, auch als Politiker nicht ohne Bedeutung und von weitgehendem Einfluß. Er hatte es verstanden, die Regierung für das von ihm geplante Unternehmen zu interessieren und erreicht, daß dieselbe, ungeachtet der in Folge der vorausgegangenen Revolutionsjahre und der noch andauernden Besetzung des Landes durch preussische Truppen mitleidigen Lage der Finanzen, seinem Vorhaben für jene Zeit nicht unbeträchtliche Geldmittel zur Verfügung stellte. Es war der Ehrgeiz Mone's, den Beweis zu liefern, daß die unbefriedigenden Zeitumstände es nicht vermochten, wissenschaftliche Bestrebungen und wissenschaftliche Arbeit in den Hintergrund zu drängen oder gar ganz zu unterdrücken, und sein vorgeordnetes Ministerium, dasjenige des Innern, stimmte ihm bei. Auch späterhin, als Mone schon längst der Hosen deckte, haben die folgenden Regierungen bis auf die Gegenwart herab, dem von ihm ins Leben gerufenen Werke unverändert ihre Teilnahme bewahrt und dasselbe, was nicht dankbar genug anerkannt werden kann, in jeder Weise gefördert und materiell unterstützt.

Die neue Zeitschrift sollte nach Mone's Absicht ein Organ des General-Landesarchivs sein; die Bestände des Archivs sollten in der Hauptsache den Stoff für die Veröffentlichungen hergeben, die Beamten des Archivs — es waren damals außer Mone der Archivrat Dambacher und Assessor Bader, Männer, die auch heute noch nicht vergessen sind — die Mitarbeiter, und zwar die einzigen sein. Gleichwohl war die Zeitschrift von Anfang an keineswegs als eine ausschließlich badische gedacht. Der Titel zeigt dies schon an. Die oberrheinischen Lande im weiteren Sinne, außer

Baden die Schweiz, Württemberg, das Elsaß, Rheinbayern und Hessen-Darmstadt bis an den Main und die Nahe sollte sie umfassen, die geschichtliche Kenntnis dieser Länder und der von alters her zwischen ihnen bestehenden engen Wechselbeziehungen fördern und pflegen. Es sollte eine durchaus wissenschaftliche Zeitschrift sein. Die Veröffentlichung unbekannter Quellen, von Nachweisen solcher und was dergleichen mehr ist, wurde als hauptsächlichster Inhalt in Aussicht genommen und ist dies tatsächlich auch auf viele Jahre hinaus geblieben. So wurde eine geschichtliche Stoffsammlung geschaffen, der kaum eine gleiche zur Seite gestellt werden kann. Die Urkunden ehemaliger bedeutender Klöster Herrenalb, Frauenalb, Salem, St. Trudpert, Pichtental, um nur einige zu nennen — namhafter Geschlechter wie der Grafen von Freiburg u. a., einstiger Territorien wie der Markgrafschaft Baden-Baden, der Kurpfalz usw. wurden bald durch vollständigen Abdruck, bald in Regestenform der Allgemeinheit zugänglich gemacht und damit der Grundstock zu einem badischen Urkundenbuch gebildet, der heute noch unentbehrlich ist. Daneben erfolgten Mitteilungen aus bis dahin unbekanntem oder zum mindesten unbeachteten Quellen über Gegenstände aus den verschiedensten Gebieten der Rechts- und Wirtschaftsgeschichte, des Geld-, Münz- und Finanzwesens, der Armen- und Krankenpflege, des Gesundheitswesens, der Kirchengeschichte, der Schul- und Gelehrtengeschichte, der Kunst und Wissenschaft vergangener Zeiten — ein fast unübersehbares kulturgeschichtliches Material, das auch in der Gegenwart dem Forscher noch wertvolle Ausbeute bietet.

Die Aufnahme, welche die neue Zeitschrift allenthalben fand, war überaus günstig. Namhafte Gelehrte, ein Jakob Grimm und andere, sprachen sich in anerkanntester Weise über sie aus, nicht nur in ganz Deutschland, auch im Ausland fanden sich Abnehmer. Und so blieb es auch in der Folgezeit. Insgesamt 21 Bände, deren gesamten Inhalt einzig und allein Mone und seine beiden Mitarbeiter mit ihren Beiträgen bestritten hatten, waren erschienen, als ersterer 1868 in den Ruhestand trat und damit auch die Leitung unserer Zeitschrift niederlegte. Sein Nachfolger als Archivdirektor, Freiherr Roth von Schredenstein übernahm in Verbindung mit den Archivräten von Weech und Bader, welche letzteren später Gmelin ersetzte, die Fortführung nach den bisherigen bewährten Grundsätzen. Nur in einem Punkte fand eine Aenderung statt, indem die Zahl der Mitarbeiter nicht mehr auf die Beamten des General-Landesarchivs beschränkt blieb, sondern auch außerhalb desselben stehende Forscher beigezogen wurden.

1885 ging die Zeitschrift vom General-Landesarchiv an die zwei Jahre zuvor von weil. Großherzog Friedrich I. zur Pflege landesgeschichtlicher Studien gegründete „Badische historische Kommission“ über. Mit dem 30. Bande fand die alte Reihe ihren Abschluß; der 40. eröffnete als erster die „Neue Folge“. Damit war eine Veränderung der bisherigen Eigenart der Zeitschrift verbunden; sie hörte auf, eine reine Quellenammlung zu sein. Umfangreiche Urkunden- und Regestenveröffentlichungen sollten fortan von ihr ausgeschlossen bleiben, das Hauptgewicht in Zukunft auf Darstellungen und Untersuchungen gelegt werden. Die neuere Geschichte, bisher über derjenigen des Mittelalters ziemlich vernachlässigt, sollte nunmehr gleichfalls zu

Ihrem Rechte kommen, nicht weniger auch die politische, die bisher hinter der Kulturgeschichte fast ganz zurückgetreten war. Noch wichtiger war, daß man sich entschloß, unbeschadet des streng wissenschaftlichen Charakters der Zeitschrift, sich fortan mit derselben an weitere Kreise zu wenden, ihr die Aufgabe zu stellen, zwischen denjenigen der Gelehrten und denen der einfachen Gesellschaftskreise zu vermitteln, zwischen hochgelehrter Forschung und lokalen Studien die Verbindung herzustellen. Ein hohes Ziel, das in allen Punkten zu erreichen aber vielleicht doch nicht immer im Bereiche der Möglichkeit lag.

Erster Redakteur der „Neuen Folge“ wurde Mons Schulte, damals Archivrat am General-Landesarchiv, sein Nachfolger, als er 1896 Baden verließ, der damalige Archivrat K. Döber, dem als Sonderredakteur für den elsässischen Teil der Zeitschrift zunächst Privatdirektor Wiegand in Strassburg, später Archivdirektor Kaiser, ebenfalls in Strassburg, zur Seite trat.

Die geographische Umgrenzung des Arbeitsgebietes der Zeitschrift hatte inzwischen einige Einschränkungen erfahren; seit ihrer Begründung waren im engeren und weiteren Umkreis nach und nach andere Zeitschriften entstanden, die ihr einen Teil ihrer bisherigen Aufgaben abnahmen. Baden trat nunmehr noch mehr in den Vordergrund, als es bisher schon der Fall gewesen war. Daneben wurden die Beziehungen zum benachbarten Elsaß enger gestaltet, was seinen Ausdruck schon darin fand, daß die Regierung des Reichslandes einen namhaften jährlichen Zuschuß zu den Herstellungskosten der einzelnen Bände leistete. Auch nach dem Verluste des einst engverbundenen stammverwandten Nachbarlandes betrachtet es die Zeitschrift als eine ihrer Hauptaufgaben, die zeitlichen und kulturellen Zusammenhänge mit demselben weiterhin zu pflegen, sieht sie darin die Erfüllung einer vaterländischen

Pflicht; daß ihr bisher gelungen ist, dieser zu genügen, verdankt sie nicht zuletzt der hochherzigen Unterstützung der „Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft“.

Unter der umsichtigen und tatkräftigen Leitung ihrer beiden ersten Redakteure nahm die „Neue Folge“ rasch einen bedeutenden Aufschwung, erfreute sich im Inlande und Auslande eines selbständigen Ansehens, nicht nur in Gelehrtenkreisen. Die Unglücksjahre des Krieges und der folgenden wirtschaftlichen Zerrüttung mit ihren verheerenden Folgen haben sich auch bei ihr geltend gemacht. Wie im Größeren, gilt es auch hier wieder aufzubauen. Die Hoffnung, daß es gelingen möge, macht sich heute schon in erfreulicher Weise bemerkbar.

*

Das soeben ausgegebene 1. Heft von Band 40 der Neuen Folge der Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins (Karlsruhe, G. Braun, Verlag) enthält folgende Beiträge: Bericht über die 37. Plenarversammlung der Badischen historischen Kommission. — A. Krieger, Fünfundsechzig Jahre „Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins“. — M. Weber, Das Tennenbacher Güterbuch (aus dem Anfang des 14. Jahrhunderts, im General-Landesarchiv in Karlsruhe). — K. Stenzel, Geiler von Kaiserberg und Friedrich von Zollern, ein Beitrag zur Geschichte des Strassburger Domkapitels am Ausgang des 15. Jahrhunderts. — Fr. Noack, Pfälzische Romfahrer (II. Manner der Wissenschaft, III. Bildende Künstler und Musiker). — S. Vaier, Benedikt Schwarz, ein Nachruf. — K. Döber, Ein Brief Johann Peter Hebel's aus dem Jahre 1804. — Zeitschriftenbau und Literaturnotizen.

Joseph Rudolph Wohleb / Salpetererführer und ihre Schicksale.

Beiträge zur Geschichte der Salpetererbewegung auf dem West-Hohenwald.

(Schluß.)

Der in schwer leserlichen Schriftzügen diese Einträge auf das grobe Papier eines dauerhaft gebundenen Buches machte, war der von Rheinfelden gebürtige Pfarrer Jos. Nicolaus Wufy. Er antete zu Nickenbach „auf dem vorderen Schwarzwald“ — er schreibt bald Nickenbach, bald verwendet er die heute übliche Form — von 1725 bis zu seiner Verehrung nach Nollingen im Juli 1737. Ihm hat die Heimatsforschung die Sorge um die ältesten Pfarrbücher der Pfarrei, von einem seit 1495 erhaltenen Urbar abgesehen, zu Buchen, die Sammlung der zeitweise auf lose Blätter abgemachten Taufeinträge zum nun bis 1683 zurückgehenden Taufbuch und der Sterbeeinträge zu dem auf 1686 zurückreichenden Totenbuch. Der übrigen Pfarrbücher nahm er sich nicht weniger liebevoll an. Das 1730 angelegte Gefäll- und Anniversarienbuch enthält einen Eintrag von seiner Hand, der das Berechtigte der Salpetererbewegungen zugesetzt und für Wufy's Stellungnahme charakteristisch scheint. Da heißt es im Zusammenhang mit einer Erbchaft vom Juli 1728:

„Zu wissen, daß unter dem in das hochwüthliche Gottshaus S. Blasij sahlbaren Leuth, oder wie sie im Kloster genennet werden Gottshausknaben, die Knaben, welche ihres alters schon 50 Jahr Memahlen aber geheurathet, ob schon sie zum Ehestandt auch dautlich gewest waren, wan sie hernach lediger weis also und ohne eheliche Kind absterben, für Haagstolken¹⁾ erkönnet und genennet werden, mit deren hinterlassener Haabschaft es alsdann folgende beschaffenheit habe.

Das ganze Gut eines solchen veralteten und ledig abgestorbenen Knabens wirdt — wie man ins gemein zu sagen pflegt — in 3 Theil vertheilet: dem Gottshaus St. Blasij gehöret ein theil, der Mutter Kirch, unter welcher er ursprünglich gestanden und Pfarria zugehöret, ein theil, und dann den übrig erben, so vorhanden auch ein theil. Es müssen aber zuvor die befründt des Haagstolken, ehe sie dessen hinterlassenes Erb angreifen im Kloster St. Blasij sich anmelden, sein ganzes Vermögen treulich anzeigen, und den spruch erwartten was der Praekat, oder dessen beambte für ihr portion und Erbsahl begehren, welche dan gegen übrigen erben sich hierin gütlich und gnädig, so vil ich in etlich mahlen erfahren, erzeigen, nit mehr als den 3ten theil vom vöfftigen Erbauit für sich und gemelte Mutter Kirch des Haagstolken pflegen anzusprechen und gleich hinweg zu nehmen, also zwar das von diesem drittel das Gottshaus St. Blasij nur das halbe nimmet, die andere helfte oder halbe der gehörigen Mutter Kirchen anweiset, ob nun dieses auß gnaden geschehe, oder ob die sahlrechten nit mehr zulassen, kan ich nit melden, doch wirdt glaublich das Gottshaus St. Blasij von ihren rechten nit vil zurücklassen, so vil ich nach genauer nachfrag hab erfahren, ist es in aufgetragener schuldigkeit. Bekommet also ein Mutterkirch von ihrem Haagstolken, so vil sich das Gottshaus S. Blasij genommen, welches in

allweg das vorredt haben wirdt, weil die sahlbarkeit ihn zuständig, darun der in diesen sahlrechten erfahruiste Mann Joseph Tröndlin Redmann von Kobel mir gesagt, ein Mutterkirch habe noch kein praekation zu machen bis vorher St. Blasij den spruch gethan, doch glaublich geschicht dies von den Klosterherren nit auß purer gnadt, daß sie ein gleich theil, wie sie nemmen, an die anderen Kirch anweisen, sondern wirdt dieses ein uhraktes herkommen seyn, welches die Mutterkirch wohl zu beobachten haben“ (Kirchen-Corpus 1730 S. 88/89).

Schon das drückende Gefühl, daß kein Mensch bestimmt wußte, was ein Höriger alles eigentlich schuldig sein könnte, mußte zu Mißthelligkeiten führen. Wer galt vor dem Kloster nicht als Höriger? Wo war die Grenze des Pflichteseins, wenn selbst der in diesen sahlrechten erfahruiste Mann — man stelle sich den hauensteinischen Redmann und den Pfarrherrn bei dieser Besprechung vor! — keine letzte Klarheit zu bringen vermochte? — Wufy schied von Nickenbach im Sommer 1737²⁾. Seinen nächsten Nachfolgern im Amt scheint das Schreiben saurer geworden zu sein; sie beschränkten sich auf knappe sachliche Einträge. Den Zweiten Salpetererkrieg streift das Totenbuch nur 1739 mit einem Eintrag über den Tod des zur Pfarrei gehörenden Gersbach von Bergaligen:

„Johann Fridolin Gersbach, der Empfänger der vorjährigen Wiener Verfügung, er und seine Mitverschworrenen möchten sich die Sorge für Ruhe, Frieden und den schuldigen Gehorsam dringlich angelegen sein lassen, der diesen Erlaß nicht kundgab, sondern obendrein gegenwärtige Kunde kündete, farb nach seiner Berrückung zum Tod durch den Strick wahlvorbereitet am 29. April in Albrun (Albrun); vier andere waren zuvor in Anwesenheit der kaiserlichen Kommission hingerichtet worden“ (Totenbuch 1686 ff. S. 92).

¹⁾ Sein letzter Eintrag lautet: „Zu wissen fene hirmit, demnach ich Joseph Nicolaus Wufy von Rheinfelden gebürtig, dtem 1661, Gottshausknab, M. M. Gorbion und Epimachi zur Nickenbach von No. 1725 in vöfftig d 58 Avostien Petri und Pauli bis auf das Jahr 1737 an S. Jacobi des größeren seltsam als Pfarr-Verweiser hin vorstanden und hernach auf die Pfarren Nollingen von einem hohen S. Colatore benominirt, und von hier abgezogen; Als hab ich ben meiner hinwegareit ermeldeim Gottshaus von meinen nach habenden praekationen auß tragender affection ein Capitahl leieren und hinterlassen wollen benanntlich Vierzig gulden, mit dieser sonderen disposition, damit von denen demnach gewöhnlich und jährlich fallenden Zins einem gewissen Schuß Meister / welcher zu Nickenbach oder einem sonst recht bei der Kirchen gelegenen ort die Schuß wirdt halten / geben werde Ein gulden . . . Und dieses zwar alles meinem armen Gott zu lob, und damit dessen Ehr durch des schulmeisters beghill in kirchlichen functionen und Notwendiger Kinder Zucht besser befördert werde, zur Danksaagung um so häufige mehr an diesem ort verlohren werde, zur erhaltung Dehen sehtneren in meinem leben und sterben kräftigen besland, auß der von mir gekauften gegen 700 Rindern ewiger wohlfart, zur nachsah und veranbarung meiner begangenen vöfftigen schleren, zur erlebung, so ich ben reparierung des Kirchhofs, Kirchen und anderen vöfftigen gemachten aufgaben was unnuß anagewend, oder dem Gottshaus geschadet hätte. Die S. Meh aber solle sonderbare appliciert werden für die wehrender meiner Pfarren-Verwaltung abgehobene, und im lezten noch diekenen seelen, zu vor an welchen etwa ein schuldiger fleis und beghandt ermanget hat, und für die ich am meisten zu betten schuldig wäre, Da aber auß ein Jahr kein schuß Meister solle zu Nickenbach vorhanden seyn, so solle oben verordneter ranke geben lebeshaltig um Gottes willen denen Armen zum almosen gegeben werden. actum Nickenbach den 26. ten July 1737“ (Kirchen-Corpus 1730 S. 68/69).

¹⁾ „Einen Einblick in das mittelalterliche Obrecht gewährt das Wort „Haagstolke“. Es bezeichnet eigentlich den Bestzer eines Haags, d. h. eines kleinen Gutes, die Endsilbe „stolke“ gehört zu dem gotischen Wort staldan (bestehen). Solche kleinen Güter wurden den jüngeren Söhnen gegeben, während der Haushof auf den älteren Sohn überging. Die jüngeren Söhne blieben in einem Abhängigkeitsverhältnis vom älteren, mußten in bescheidenen Verhältnissen leben und konnten daher oft nicht heiraten“ (Alfred Döber).

Ausführlicher sind von der Hand des Pfarrers Matthias Kraud — er kam, ein gebürtiger Reipferdinger, im Sommer 1739 und wurde im Frühjahr 1746 nach Wylhen veretzt — über den dritten Salpeterkrieg, über den er Ende 1745 vermerkt:

„In diesem Jahr herrschte namenloses Durcheinander in der Grafschaft Hauenstein. Die Bevölkerung war in zwei Parteien gespalten, die der Salpeterer und die der sogenannten Hallunken. Schon mehrere Jahre lang hatten die Salpeterer Beschwerden vorgebracht wegen des Klosters St. Blasien und zugleich ihre Obrigkeit, wie an anderer Stelle in diesem Buch zu lesen (Bericht von 1735). September 1744 nun hielt die aufrührerische Menge den Nebmann von Kozeln (Nobel) und den Einungsmeister von Niederalpsen (Unteralpsen, beide hießen Josef Tröndle) mit andern in Wäbern eines Wirtshauses zu Gerwill (Görwühl) gefangen und bewachen sie scharf. Rebellen Salpeterer eilten von allen Seiten zur Unterstützung herbei. Anwesend war auch der von Wien zurückgekommene Johannes Thomann (Konst Thoma) von Gag, der sogenannte Ebbauer, der darnach von seinen Anhängern als „Ebler ab Gag“ begrüßt wurde. Durch seine Heimkehr ging die Sache augenscheinlich von Tag zu Tag mehr abwärts. Die Eingekerkerten wurden durch Freiburger Soldaten besetzt und freigelassen. Und nun ruhte die Angelegenheit wegen des Krieges zwischen unserer durchlauchtigsten Königin Maria Theresia, der Erzherzogin von Oesterreich, und dem König von Frankreich, bis an St. Georgstag 1744, wie üblich, die Salpeterer ihre Einungsmeister wählten. Der Waldbvogt S. Erlaucht und Gnaden Freiherr von Schönau, wollte den Verpflichtungsseid dieser (gewalttätigen) Gewählten nicht annehmen. Daraufhin sammelten sich die Aufständischen in Gerwill (s. o.) und bekamen durch Gewalt und Drohungen die zu Walzhut (Walzhut) verwahrten Waffen in ihre Hand und zur Verfügung ihres Anwalt Berger, dem sie mit den Bezeichnungen „Kaufmännischer Hartmann“ (sein früherer Führer) wie auch „oberster Führer“ schmeichelten, weil die wiederversammelten Einungsmeister ihm den Eid geleistet hatten.

Mit Wassengewalt durchzogen sie die Dörfer der Ruhigen und setzten alles ringsum in Schreden. So überfiel am 14. Mai jener sogenannte Eble (Thoma) mit etwa 30 Husaren, die er mit Bergers Hilfe hinterlistig für sich gewonnen hatte, und vielen Bauern zur Nachtzeit neun Männer, sogenannte Hallunken, und prügelte sie fast tot. Der Hauen kam auch in mein Pfarrhaus und suchte mich mit der Waffe in der Hand, nur deswegen, weil ich öfters zur Vernunft geraten hatte. Da ich die Vorkommnisse sofort erfuhr, floh ich von der Wallfahrt nach Todmoos aus, die in solchen Zeiten abzuhalten ich übrigens meinen Vorgesetzten dringend wider-raten hatte, mit andern in das Kloster St. Blasien und darnach in die Kommande Weigen (Weigen). Ich blieb etwa 14 Tage, bis den in der Nachbarschaft und der ganzen Grafschaft wütenden Salpeterern Friede und Eintracht bei schwerer Strafanordnung befohlen war. Da sie auch jetzt noch keine Obrigkeit anerkennen wollten, sammelten sie sich zur Herbstzeit wiederum, plünderten wiederum allerorts unter Gewalttaten und griffen Walzhut an. Die Städte leisteten diesem Irrsinn Widerstand und zogen die Falkbrücken hoch; andere erwarfen die Eingebungen und warfen sie in den Kerker. Durch eine Ueberrumpelung machten

die Salpeterer selber viele Gefangene, warfen (zur Vergeltung) sie gefesselt in Kellerlöcher in Herensried (Herrensried) und bewachten sie streng. Die Zahl der Eingekerkerten wurden von Tag zu Tag größer; es war ein Elend. Diefem Zustand wurde durch Landsturm aus der Nachbarschaft ein Ende gemacht. Man gab den Abteilungen einige Soldaten bei und schritt am 27. November zum Angriff. Die Bauern der Landsturmabteilungen steckten bald mit den Salpeterern unter einer Decke, schliefen, wo sie nur konnten, warteten jene und teilten ihre Beute mit ihnen. Ein Regie-rungsbeehl löste den Landsturm auf. Die Zurückbleibenden erwartete das verhängnisvolle Schicksal der Auführer (die die Sol-daten in ihren Schlupfwinkeln aufstöberten). Kläglich endete jetzt noch, wo die Kämpfe zu Ende, unser Einungsmeister (er erkrank auf der Flucht) in der Wehra unterhalb Glashütten“ (Totenbuch 1686 ff. S. 103/104).

Der Schluss des Berichtes macht eine nicht in allen Teilen zu rechtfertigende Uebersetzung nötig; ist schon der größte Teil des herzlich schlechten Lateins recht schwer zu entziffern, so sind in den letzten paar Zeilen nur noch einzelne Wörter zu deuten. Die Darstellung charakterisiert eindeutig das Niveau des Dritten Krieges. Verbrecher wie Berger und Thoma und andere mehr oder minder landfremde Geiellen geben den Ton an, Leute, deren „Uebersetzung“ bloß das Lumpenhafte, die Heben und Schüren, peitschen mit den fragwürdigsten Mitteln die zermürbte Bevölke-rung zum kläglichen Kampf. Um „Erfolge“ zu haben, plündert man die Häuser der Ruhigen und misshandelt Wehrlose. Diese sinnlose Wut auf alle Nichtbeteiligten ist bezeichnend genug. Der gute Hobe mußte, wenn er in ruhigen Stunden in sich hincin-borachte, sich geschämt haben, welche Leute seine im Grunde doch gute, berechnete Sache durchziehen wollten, sich trotzig einseitig vornehmen, wenn er sich überlegte, wie man sich dabei anstellte. Bloß war so eine Stunde selten geworden: der trostige Zaunel hatte auch ihn erfasst. Die frühere Klarheit und Zielstrebigkeit waren der Bewegung abhanden gekommen. Drum kläglich das Ende der Erhebung, kläglich das des einzelnen. In Nidenbach, wo man ob des schließlichen Endes sicher ansetzte, hatte man doch ohne Vorteile zu wollen, nur Schaden gehabt, greift nur ein knapper Eintrag der späteren Jahre auf die Ereignisse zurück:

„Am 19. Juli 1747 starb Blasius Hotinger aus Nidgergespach (Nidgergespach) in Kerkerhaft wegen der Salpeterertumulte. Er war als Gefangener in Türkhof Graunon (Gron, Westungarn), Bellarad (Bellarad) Raab (Raab), Gomorn (Komorn, beide Westungarn), Wien, Freyburg (Freyburg), und schließlich zu Walzhut, wo er im Gefängnis wohl vorbereitet durch den Kapuziner verabschiedet“ (Totenbuch 1686 ff. S. 107).

Bei der Erhebung von 1754 scheinen die Männer der Einung Nidenbach unbeteiligt gewesen zu sein. Die lange Liste der 1755 nach Siebenbürgen verbannten Salpetererfamilien) weist nur einen Namen aus der Einung auf. Aber mit den zurückbleibenden Beteiligten hielten auch die Unbeteiligten den letzten Rest über-kommener Rechte ein. Auch für sie gehörte die in der alten Hauen-steinischen Verfassung verankerte Macht der Vergangenheit an.

*) Vergl. Walter Berg, Verbannte Hohen. Pyramide 1921, Nr. 24.

Magda Fuhrmann / Das Opfer.

Einer wahren Begebenheit nach erzählt.

Der Brief, den sie aus der Hand gleiten ließ, schloß wie folgt: „Meine junge Frau ist von nahezu arkadischer Schönheit, heiter, gesund, von jener ruhigen Trunkenheit, die man in der Antike fand. Bei ihr fühle ich mich von Wohlgeruch umhaucht, doch denke ich dabei nicht an modische Parfüms, sondern an althellenischen Salbenduft. In mir lebt ein Glück, das mich sogar das unselbige Ende meiner ersten Frau vergessen läßt. An dieser Stelle möchte ich Ihnen, liebe Natascha Petrowna, noch einmal Dank sagen für alles, was Sie in diesen schweren Zeiten an mir und dem Kinde getan. Sobald ich von der Hochzeitsreise zurück bin, nehme ich mein Töchterchen natürlich zu mir und hoffe, daß Sie, unser treuer Hausgenosse und Kamerad, uns häufig in meinen Heim besuchen werden. Auch meine Frau heißt Sie herzlich willkommen.“

Wütender Schmerz verkrampfte Nataschas Züge häßlich. Gleich darauf atmete sie befreit. Er war ja glücklich und sie hatte ihm die Wege bereitet für dieses Glück. Nun durfte sie endlich bekennen, durfte sich loskaufen vom Entsetzen aller dieser Jahre, ach, sie war ihres finsternen Schicksals schon so müde, in ihr bebte das Verlangen anzuschauen, unterzugehen.

Wie oft hatte sie diesen Brief schon gelesen? Und wann er-fieht sie ihn? Es mochte lange her sein, das Kind befand sich bereits bei den Neuvermählten, sie aber, die Alexanders Ein-ladung abgelehnt, lag in dieser russischen, fremden Provinzstadt, vermutlich um hier zu sterben. Völlig von Kräften konnte sie an ein Weiterreisen nicht denken, obwohl es sie trieb zu der ihr be-freundeten Priorin jenes Frauenklosters, in das sie flüchten wollte, um zu büßen. Ihre Sandtasche barg ein versiegeltes Manuskript, in dem sie der Priorin alles gezeichnet, dieses große, weiße Herz sollte richten oder verzeihen. Untermwegs erkrankte sie und begriff vom ersten Augenblick an, daß es sich um Ernstes han-

deltte. In keinem Fall wollte sie einen Arzt zu Rate ziehen. Eine dreiviertel Verunglückte, ein sterbensmüder Vergangenseits-mensch, würde sie sich ihrem Ende nicht entgegenstellen.

Fremd kam ihr dieses Vorstadthotel vor und dennoch unheimlich vertraut, als habe sie es in einem Wahrtraum geschaut. Oder vielleicht nur im Kino? Sicher ist, daß sie dieses Zimmer ge-sehen, dieses Bett, dem man es anmerkte, daß ein Mädchen in ihm gelegen, diesen Hotelwirt, der mit seiner stehenden Höflich-keit etwas von Ungeziefertüde hatte, diesen schmierigen Kellner, der einem Schlafstülmehcher ähnelte, diese ganze Umgebung, alles finster, verborgen, lüch.

Natascha griff sich an die Stirn. Ach das Kind! es weinte ja beim Abschied von ihr, es sei dafür geeignet! Nun bekam es eine andere Mutter, eine frohe, aphrodisische, eine, die jedenfalls nicht durch mörderisches Zufallsspiel enden würde, wie die eigene Mutter.

Hier trach Natascha in ein Gelächter aus, das brutal und unglücklich klang, grundunglücklich, es gab keine Befreiung mehr für einen Menschen der so lachte. Du Kind, treues, grenzenlos geliebtes, wenn ich nun dir und deinem ahnungslosen Vater sagte, daß deine Mutter damals nicht aus der Verwirrtheit hohen Zie-bers zu viel von den Schlafpulvern genommen, sondern daß ich, Natascha, daß ich ihr Leben von ihr forderte, indem ich eigenhändig den markotischen Trank für sie richtete, von dem sie nie wieder erwachte. Sie war bloß vorübergehend krank, der Arzt verhielt haltlose, sichere Genesung, da blieb mir nichts anderes übrig, als die günstige Situation auszunutzen, nachher sah alles so plausibel aus, deine Mutter hatte sich, durch Fieber erschöpft, einfach in der Zahl der Pulverchen getäuscht. Auch Ihr sollt nie erfahren, was ich der Priorin kund getan, Ihr würdet mir mein Opfer doch nicht glauben, es ist nicht einmal anständig, ein so

übermenschliches Opfer zu erwähnen. Vielleicht war es gleichfalls nicht ganz anständig, so übermenschlich zu lieben, wie ich meinen Vater liebte. Seht, ich mußte so handeln, mußte willig die schwere Schuld auf mich nehmen, damit ihr frei und rein bleiben könntet. Ich bin die Verbrecherin, aber jene Frau war schlimmer wie ich. Ich mordete und bin selbst dabei den Opfertod gestorben.

Es pochte an die Tür. Eine starkknochige, ältere Person, die einem als Frauenzimmer verkleideten, großschlächtigen Mann gleich, trat schweigend ein, um die Stube für die Nacht zu ordnen. Sie half Natascha aus dem Bett und geleitete sie ans geöffnete Fenster, die Kranke rang nach Luft. Dämmerung sauk über die Straße. Draußen wehte ein nach aufgeweichtem Schnee duftender, heftiger, warmer Wind. Er trug den Küchengeruch aus dem Souterrain herauf. Vormittags war der Küchenchef selbst oben bei Natascha gewesen, um nach ihren Wünschen zu fragen, voll Widerwillen erinnerte sie sich an ihn: tief in die Stirn hinein frisiertes Pommescheitel bei schmutziger, blutbefleckter Schürze, Verbrechereleganz, alles wie es sich gehörte für dieses unbedere Hotel. Ach, bloß keine Menschen sehen, bloß ein wenig Ruhe, — nun — bei Menschen war keine Ruhe. Nur Güte, nur ein kleines, kleines Stückchen Güte, — aber die gab es auch nicht unter Menschen. Ihr fiel ein, wie sie auf den Knien gelegen vor der Frau, die sie gemordet, und um Güte gefleht. Nicht für sich bat sie, für ihn, den sie liebte und für sein Kind. Wie sie dann später der Frau gedroht, sie gewarnt, beschworen, Alexander die Freiheit zu erteilen, damit er getrennt von ihr leben dürfe, und wie endlich, nachdem alles vergeblich gewesen, der schwindellose Entschluß in ihr reifte, vor nichts zurückzuschrecken. Den Adel von Alexanders hochgespannter Seele mußte sie vor dieser Frau retten, sie brauchte diesen Adel für das Kind, für Alexander selbst, an ihre eigene Person dachte sie schon gar nicht mehr. Die Anarchie ihrer altschweren Natur forderte Faustrecht, Katastrophen. Sie kannte Alexander, für den Bürgerehre wie Moral und Karalienschre noch galten, er würde unbedingt zu seiner Frau halten und dabei zugrunde gehen. Dies erklärte vielleicht den irren Wahn einer Handlung, vor der Natascha sonst zurückgeschauert wäre. Warum strafte man die Mörder des Leibes mit dem Tode und ließ den Mörder der Seele vollste Freiheit? Alexanders Gattin war Seelenmörderin.

Dieser sank die Dämmerung. Das Hotel mündete in einen verödeten Garten, den Natascha mit schmerzlichem Fieberblick umfaßte. Dieser Garten — das ist mein Leben. Verlassen, dunkel, schmutzig. Doch einst, zur Frühlingszeit, hat auch auf diesem verwilderten Stück Erde irgend etwas in der Sonne gestanden und — geblüht. Vor dem Fenster erhob sich ein kahler Baum, dessen breiter Ast ausladend in den feuchten Abendhimmel stach, sah er nicht einem Galgen ähnlich? Entsetzt wandte Natascha den Kopf ab. Ohne zu grübeln, verließ die Bedienung das Zimmer. Wie lieblos hatte sie im Raum gewandelt! Natascha dachte plötzlich an ihre hundetruene, greise Kinderfrau, die mit dem flachen, nativen, gelblichen Gesicht einer russischen, bäuerlichen Holschnecke gezeichnet und ihr alle altslawischen Legenden erzählte, mehr geizig als gesprochen nach Art blinder Musikanten. Seltsam reizvoll war diese phantastische, halbasiatische Märchenwelt, heidnisch und christlich zugleich und von vertiefter Einheit.

Eine Fliege fing emsig und dabei irgendwie traurig zu summen an. Wo summt sie nur, an der Wand oder in Nataschas Fieberkopf? Es gab da ein russisches Lied: „Fliegen sind schwarze Gedanken“. Immer nur zwei, drei Takte, die das peinigende, kranke Fliegengetöse ausdrückten. Fliegen sind Sorgen, sind Qualen.

Schon seit Jahren sah sie jeden Morgen, wenn sie noch im Bett lag, das eigentümliche, verschlafene Lächeln der Frau, die sie gemordet. Grauen — grauenhaft! Dies, fühlte sie, extrahierte sie nicht länger. Auch das seltsame Totengesicht jener Frau fiel ihr jeden Morgen von neuem ein. Alexanders Gattin wußte nicht, wie ein blutwarmes, ein wirkliches Weib empfand. Sie war von kühlem, unbewegtem Temperament, eine unbewegte Scheinlebendige, die keine Erschütterungen kannte. Durch das Medium ihrer Vorurteile schaute sie auf alle herab und hatte die Gewehrheit, an sich harmlose Dinge, so wenig harmlos zu sagen, daß man genau spürte, was neben den Worten noch in Klammern stand und das Eigentliche bedeutete. Überall galt sie als Salon-gente, ihre biogame Unterhaltungs-gabe war für Alexander die Verführung gewesen, an der er später hinblutete, als er Wert gegen Scheinwert stellte. Mit ihrem spitzen, farblosen, hochfrisiertem Köpfchen gleich sie einem nervösen, weißen Pfau, der sein Federkrönlein anspruchsvoll trug. Im Schlichten zu variieren wurde bald ihre einzige Beschäftigung und Freude, Tannen hatte sie wie eine kranke Herzogin, aber sie würde in keiner Lage und unter keinen Umständen jemals lächerlich sein. Den großen Anschauungen ihres Gatten brachte sie blutlose Gleichgültigkeit entgegen, seine Bedeutung lag für sie in seiner gesellschaftlichen Stellung, durch ihn war sie eingereicht, geachtet, arriviert. Und er, idealistischer Sturmvogel, Hochlandsnatur, er mußte durch Medusentum eines unabwendbaren Schicksals an diese Frau gekettet

sein. Auf dem Boden edelgeistiger Tradition behandelte er ihre Defekte mit dem ihm selbstverständlichen Takt, aber Natascha verstand, daß er abarüdig litt, daß Lebensmut bei ihm eigentlich mehr Todesmut war. Da siedelte sie ganz in die Familie über, der Gattin paßte dies gut, weder kümmerte sie sich um das Kind, noch um den Haushalt, Natascha besorgte bald alles allein. Wie man eine Festung vor Feindesgewalt verteidigte, so schützte sie die schlicht-schöne Innenwelt des Kinderreiches vor dem seilenden, harten Spott der Mutter, Wort für Wort herausgearbeitet, um zu verwunden. Das Kind mußte Nataschas Liebe durch warme Zutraulichkeit zu belohnen, Alexander bewies ihr ekstatische Dankbarkeit. Wenn er damals vielleicht noch mehr für sie empfunden, vermochte er sich jedenfalls zu beherrschen und als er Witwer wurde, lebte Natascha zwischen sich und ihn völlige Ferne, wie hätte sie sich erdreisten dürfen, seine zweite Frau zu sein, nachdem sie die erste gemordet, das wäre ein nicht zu überbietender Hohn gewesen. Alexander war ihr viel zu heilig, um der Gatte einer Verbrecherin zu werden. Gemeinsam hatte sie am Aufbau seines inneren Menschen gearbeitet, ohne sie gäbe es keine Befreiung für ihn. Trotzdem blieb sie — Mörderin.

Brennende Wegweiser der Erinnerung zeigten ihr die Bilder einstigen Zusammenlebens. Daß sie mit einem Mal jenen kaukasischen Schneeberg im Abendhimmel wieder vor sich sah, an dessen Fuß sie mit Alexander gestanden, silbern und korallenrot, sie würde diese Farben nie vergessen. Schöne Straßen tauchten auf, Straßen, die nachts wie Leuchtkäfer flimmerten und die sie mit Alexander gegangen, den leisen, freundigen Druck seiner Hand spürend. Sie dachte an geistig glühende Stunden in seinem Arbeitszimmer, an Blicke, die sie gewechselt, starke, empfangende. Wie strömte das Leben unmittelbar! Tiefe Lust entfeimte jenen seelenerfüllten Zeiten, da sie Alexander dienen, ihm helfen durfte, da sie auf das große Wunder seiner Erlösung von dieser Frau harrie, auf das Wunder, das sich nicht erfüllte. Auch an einen Tag am Krankenbett des Töchterchens dachte sie, als Alexander und sie, beide die Bente der gleichen Sorge, verdrüstet den regelmäßig werdenden Fieberatem des Kindes getrunken. Sie dachte an den guten, glücklichen Dank der aus ihrem Herzen gequollen bei der Genesung der Kleinen, — sei noch einmal gesegnet, Kind, für das Schulblos, Wärme, das ich durch dich erlebte — — wie weit, jahrausendweit lag dies schon zurück! — Sie dachte an Wege, die sie nicht mehr gehen konnte, an alles, was ihr nicht mehr zugänglich war. Sie hörte sich in einer byzantinischen Kathedrale schluchzen mit Tränen, die dem schwarzen Kanal des Verbrechens entfliegen, während ein langbärtiger Priester, der Juwelen trug, sich fragend über sie beugte. Vermöchte sie doch ihr früheres Leben zu vergessen! Nicht bereuen wollte sie, denn Alexander war glücklich durch ihre Tat, wie sollte sie dies bereuen, — nur vergessen, nichts wie vergessen. Ach, daß ein Mensch so müde sein konnte! Schmerzen schnitten in ihrem Leib, das Zimmer strengte sie an in seiner Symmetrie. Sie tastete zum Bett hin. Was ging nur in ihrem Körper vor? Es wuchs empor in Feuerschwaben von brandender Schmerzen, die sie nie für möglich gehalten. Vielleicht wäre eine sofortige Operation nötig. Nur schlafen, nur eine Minute Schlaf. War der Schlaf nicht die weiseste Gabe des Lebens?

Ach, jetzt ließ das wühlende Stechen ein wenig nach. Ihr Kopf sank in die Kissen, sie schlief sofort ein. Sie schlief und fühlte dennoch, daß sie gleich aufwachen und angstvoll zur Tür starren würde. Ein fremdes Gesicht blickte da herein, ein betrunkenes.

Aus Schlummerwachen emporschreckend sah sie sich bestürzt im Zimmer um. Die Schmerzen begannen wieder. Wie allein sie war, wie schauerlich allein! Sie bemühte sich aufzustehen, um das Manuskript in Sicherheit zu bringen, entweder mußte sie es unter der Bettdecke bergen oder vernichten, denn zur Priorität kam sie doch nicht mehr. Schweiß strömte über ihr Gesicht, sie brachte nicht die Kraft auf, ihr Vorhaben auszuführen. Wochten also die Bente das Schriftstück finden, das Siegel lösen und das Verbrechen in alle Winde hinausstreuen.

Eine Stunde ging hin. Noch eine Stunde. Die Schmerzen rissen, schlugen, stürzten, schwärzten. Hatte sie nicht Süßne ersehnt, war es nicht gut, körperlich zu leiden? Das Todesurteil, das sie sich selbst schon lange zuerteilt, jetzt wurde es an ihr vollzogen.

Die kommenden Stunden raubten ihr fast das Bewußtsein. Sie konnte nicht mehr denken. Nur einmal hörte sie von fern fernher Alexanders Stimme: In mir ist ein Glück, das mich so gar das unseltsame Ende meiner ersten Frau vergessen läßt — — mein Töchterchen nehme ich natürlich zu mir.

Da fiel sie vom Bett und fing zu schreien an. Nie noch hatte man im kleinen Hotel Neuhäuser an Menschenqual gehört. Schritte näherten sich der Tür. Tretet nur getrost ein, Leute, hier liegt eine am Boden.

Zwei, drei Male zuckte der zertrümmerte Leib auf, dann streckte er sich lang aus.

Der Tod kam und packte zu.